

Pränumerations-Preise.

Table with subscription rates for different periods and delivery methods.

Erscheint täglich, mit Ausnahme der Tage nach den Sonn- und Feiertagen.

Arader Zeitung

Redaction: Hauptplatz, im Winkler'schen Reugebäude. Expeditionen- und Intentionen-Bureau.

Nro. 272.

Mittwoch den 28. November 1866.

XV. Jahrgang.

Zur Situation.

„Pesti Napló“ wendet sich gegen die „Presse“, um mehrere ihrer jüngsten Behauptungen über das Zustandekommen der Anträge des Fünfzähler-Comité's als unwahr darzustellen.

Als man einmal in einem vertraulichen literarischen Kreise Deák um seine Meinung über Preßgesetz fragte, antwortete dieser: „Nach meiner Ansicht sollte ein Preßgesetz aus einem einzigen Paragraphen bestehen, und dieser sollte auch nur die eine Vorschrift enthalten: „Es ist nicht erlaubt, zu lügen!“

1. daß der Entwurf des Fünfzähler-Subcomité's über die gemeinsamen Angelegenheiten bereits vor Ernennung dieses Subcomité's, und vielleicht gar noch vor der Eröffnung der Reichstagsession fertig gewesen;

2. daß dies (was aber Erdichtung) allgemein bekannt gewesen;

3. daß das Fünfzähler-Subcomité die Beendigung seiner Arbeit mit auffälliger Absichtlichkeit in die Länge gezogen habe, weil es auf irgend ein unworthiges Ereigniß wartete. — Die Unwahrheit dieser Behauptung wird ersichtlich, wenn wir uns ein wenig an die Verhandlungsordnung des Reichstages erinnern.

4. ist es eine Unwahrheit, daß die Beratungen im tiefsten Geheimniß vor sich gegangen seien, womit die „Presse“ ohne Zweifel auf ein Geheimhalten gegenüber der Regierung zielt, welche, nach ihrer Ansicht, von dem Comité hätte getrübt werden sollen.

5. ist es eine Unwahrheit, daß das Subcomité beim Ausbruch des Krieges und auf die Nachricht, daß der Reichstag aufgelöst wird, auf die große äußere Verlegenheit der Regierung rechnend, aus dem Siege die den Entwurf über die gemeinsamen Angelegenheiten, der Situation entsprechend, angefertigt habe.

Aus all den angeführten unwahren Behauptungen wollte die „Presse“ den Schluß ziehen, daß das Stabrat des Fünfzähler-Subcomité's durchaus keine ernst gemeinte Arbeit sei, und daß es den Ungarn gar nicht in den Sinn komme, gemeinsame Angelegenheiten anzuerkennen.

Conferenz der Linken.

(Original-Bericht der „Arader Zeitung“.)

Wien, 26. November.

Der vorgestrigen Conferenz der Deákpartei folgte gestern eine gegen zwei Stunden währende Conferenz der Linken des Abgeordnetenhauses in den neu gemieteten,

früher von der äußersten Linken innegehabten Localitäten des Hotels zum „Palatin“. Die Sitzung war von nahe an 100 Abgeordneten besucht und sind wir in der Lage, ihren Verlauf in Nachfolgendem zu resumieren.

Den Hauptgegenstand der Conferenz bildete das königliche Rescript. Zur allgemeinen Geltung gelangte diesbezüglich der von Coloman Tisza gestellte und mit Acclamation angenommene Antrag: Der Landtag möge es ausprechen, daß er auch gegenwärtig an der Rechtscontinuität festhalte und seine Thätigkeit bloß in der Hoffnung begonnen habe, daß unsere in den Adressen niedergelegten Bitten erfüllt würden.

Des weitern vereinbarte die Conferenz in der Donnerstagsitzung des Abgeordnetenhauses den Antrag auf Entsendung einer Fünfzähler-Adresscommission zur Aufassung einer, dem Inhalte des Conferenzbeschlusses entsprechenden Adresse einzubringen.

Der Rest der Sitzung bezog sich mehr auf interne Angelegenheiten. So erfolgte z. B. die Wahl eines Präsidenten des Club's, und wurde Herr Emerich Ivánka mit diesem Ehrenamte betraut.

Wien, 26. November.

Die Rede Deák's in der vorgestrigen Parteiconferenz wird auch vom „Napló“ stizirt, und soll sich Deák, dieser Skizze zufolge, über die Fortsetzung der Beratungen Seitens des Siebenundsechziger-Ausschusses folgendermaßen geäußert haben:

Das Haus hat die Siebenundsechziger-Commission zu dem Zwecke eingesetzt, daß sie ein Project über die gemeinsamen Angelegenheiten ausarbeite: damit hat sich jedoch das Haus in seinem künftigen Beschluß nicht gebunden; wenn die Arbeit der Commission dem Hause zur Verhandlung unterbreitet sein wird, wird es das volle Recht haben, sich in eine Verathung darüber einzulassen; oder — wenn es dies nicht thun will — die Verhandlung zu befeitigen.

Gestern Nachmittags fand in den Redactionslocalitäten des „Hon“ eine neuere Sitzung des Journalisten- und Schriftsteller-Vereins unter Präsidium Bokai's und sehr geringer Theilnahme der hiebei zumeist Theilnehmigen statt.

Die neue Gestaltung durch den Krieg.

(Original-Ber. der „Arader Zeitung“.)

II.

Täuschen wir uns nicht — der Riß, der jetzt durch die Parteien geht, ist groß und gewaltig, hüten wir uns, daß wir die Feindschaft nicht vermehren, das Widerstrebende nicht vergrößern, aber hüten wir uns auch, den Versuch zu machen, Unnatürliches zu verbinden, Fremdartiges gewaltiam zusammen zu zwängen, und hüten wir uns endlich, in Gedankenlosigkeit, in Verbissenheit oder in dem Rausche des Erfolges dahin zu leben.

Wir hatten also einen Krieg, der trotz Geldaristocratie, trotz Preß- und Vereinen, trotz der allgemeinen Annahme, er sei in unserer Zeit nahezu unmöglich, begonnen und ausgeführt ist.

Wenn der Deutsche in der heitersten Weinlaune ist, singt er das Lied von der Loreley: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin?“ und viele Tausende haben bei dem Refrain des Arndt'schen Liedes: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ trotz aller Begeisterung, erst darum recht, die Unmöglichkeit anerkannt.

zunächst nur die volkswirtschaftliche Nothwendigkeit sehen sollte. Alle Einigkeitsversuche hatten seit 1848, wo man direct den Deutschen Bund beiseite, eine Theilung Deutschlands im Auge. Eine Ausnahme machte nur der Versuch, sich Deutschland als in drei gleiche Gruppen getrennt und durch ein Directorium vereinigt zu denken.

Der Staat, der seit Friedrich dem Großen jeden eigenen Gewinn als einen Gewinn für Deutschland ansieht, hatte den Tag der Entscheidung kommen sehen und erwartete ihn durchaus vorbereitet. — In richtiger Erkenntniß von der Nothwendigkeit eines schlagfertigen Heeres zur Durchführung seiner Pläne hatte Preußen die Reorganisation seiner Armees vollzogen, gegen den Willen der großen Majorität seiner Abgeordneten, trotz Opposition und innerer Conflict.

Die Gestaltung der orientalischen Frage.

—p. Die Lösung der orientalischen Frage ist abermals hinausgeschoben worden. Weder in Romänien, noch auf Candia ist es gelungen dieselbe zu vollziehen. Wir haben schon früher hervorgehoben, daß bei dem großen Widerstreit der Interessen der europäischen Großmächte und der Rivallität der östlichen und westlichen Mächte es kaum rathsam sein dürfte auf die Tilgung dieser perennirenden Frage mit Ernst zu drängen.

Das russische Uebergewicht ist aber seit dem letzten russisch-türkischen Krieg völlig vernichtet und die nächste Folge war, daß die kirchliche Befreiung nun einen selbstständigeren Weg einschlagen konnte. Russlands Versuch, die griechische Kirche mit der russischen zu vereinigen, kann als vollständig gescheitert angesehen werden.

Vertical text on the left margin: In gleicher Ausstattung sind schon erschienen: Specialkarten der Comitete Krassó, Temes und Torontál. Preis jeder dieser Karten 2 fl.

Table with numbers in columns, likely a price list or index.

leicht zu verschmerzen und sucht daher mit allen Mitteln die Rehabilitation desselben durchzusetzen. Aufgefallen ist es, daß gerade in dem Momente, wo die romanischen und catholischen Wirren eintraten, Rußland sehr freundliche Beziehungen zu den Vereinigten Staaten in America anzuknüpfen suchte, ja man sprach sogar davon, als führe es im Schilde im Verein mit dieser außeruropäischen Macht die orientalische Frage gewaltsam ihrer Lösung entgegenzutreiben. Diese Muthmaßung erfüllte sich nicht, gleichwohl wittert man noch immer, daß eine engere Allianz mit jener Macht eingefädelt sei, die keinen andern Zweck habe, als die Frage weiter zu verfolgen. Neuerdings wird sogar wenigstens durch die Zeitungen diese Allianz durch den Beitritt Preußens zu einer Tripel-Allianz erweitert und trotz aller Clement's soll die Anwesenheit des Kronprinzen in der russischen Hauptstadt einem solchen Bündnisse nicht fremd sein. Nun hat aber wohl kein Staat weniger das Bedürfnis einer so verwickelten und gefährlichen Frage seine Aufmerksamkeit zuzuwenden als eben Preußen, und wir können daher es nicht begreiflich finden, wie eine solche Vermuthung Glauben finden kann. Stände die Sache so, daß nächstens irgend eine entscheidende Maßnahme in dieser Frage ergriffen werden sollte, ja dann freilich könnte auch Preußen, so fern es bisher auch den orientalischen Händeln gestanden hat, nicht zurückbleiben, sondern müßte seine Position nach der einen oder andern Seite nehmen, ob auch ein preußisch-russisches Bündniß zu dem Zwecke möglich sein wird, müssen wir stark zu bezweifeln.

Wien, 26. November.

Die „Wiener Abendpost“ bringt an der Spitze ihrer heutigen Nummer folgenden Artikel zur Abwehr: „Zu unserem nicht geringen Erstaunen — so beginnt das halbamtliche Blatt seine Abwehr — lesen wir heute in den ungarischen Blättern eine Reihe von polemischen Bemerkungen gegen die „Wiener Abendpost“, Bemerkungen, die sich insbesondere auf angeblich in unserem, das k. Rescript commentirenden Artikel enthaltene „Drohungen“ beziehen. Zu unserem nicht geringen Erstaunen, denn gerade wir hatten uns, anknüpfend an eine Bemerkung des „B. Napló“, gegen die Zweckmäßigkeit und Loyalität derartiger publicistischer Demonstrationen ausgesprochen und bei aufmerksamer Wiederlectüre unseres Artikels finden wir nicht einen Satz, der in dem Sinne ausgelegt werden könnte, den die ungarischen Blätter offenbar mit Gewalt hineingedeutet wissen wollen. Stünde man in jener Stelle eine Drohung zu finden, in welcher wir ausführten, es sei jetzt in die Hand des ungarischen Landtages gelegt, die Erfüllung der Landestwünsche zu ermöglichen — eine Erfüllung, die sonst, und niemand vermöchte zu sagen, auf wie lange, in Frage gestellt sein könnte — so liegt dem vielleicht eine der Hauptsache nach richtige Empfindung zu Grunde. Nur möge man Gerechtigkeit haben, anerkennen, daß es wieder die Drohung eines „subalternen Journalisten“ der „Wiener Abendpost“, noch eine Drohung der Regierung ist. Die Drohung liegt in den Verhältnissen, und wir sind in der That der Ansicht, daß es für das Wohl Ungarns wie für das des Gesamtreiches nicht leicht etwas bedrohlicheres geben könnte, als wenn der Ausgleich abermals in Frage gestellt würde, und das offene und loyale Vorgehen der Regierung nicht den Boden fände, auf dem sie vertrauensvoll gerechnet hat. Insofern wir acceptiren die Äußerungen der ungarischen Blätter und haben nur den Wunsch auszusprechen, daß sie sich über die Ideenassociation,

die zu diesen Äußerungen führte, klarer werden mögen, als das bisher der Fall gewesen. Schwerlich werden sie das erste Glied der Kette in einer Bemerkung der „Wiener Abendpost“ finden.

Und bei dieser Gelegenheit wollen wir eine kleine Randbemerkung nicht unterdrücken. Der „P. M.“ läßt sich nicht ohne Absichtlichkeit berichten, der Artikel der „Wiener Abendpost“ sei nicht von dem Herrn Minister des Aeußeren inspirirt. Soll damit neuerdings angedeutet werden — die Blätter waren in jüngerer Zeit nicht arm an derlei Andeutungen — daß eine Meinungsverschiedenheit zwischen Freiherrn v. Benst und anderen Mitgliedern des Cabinets bestände, so haben wir darauf nur wenige Worte zu erwidern. Es ist bereits gesagt worden, daß das k. Rescript gemeinsam festgestellt wurde, also den Ausdruck der gemeinsamen Ueberzeugung aller Mitglieder des Cabinets bildet. Und es bedarf wohl nicht erst der ausdrücklichen Erwähnung, daß auch die weitere Behandlung dieser Angelegenheit im gemeinsamen Einverständnisse erfolgen wird.“

Das heutige Abendblatt der „N. fr. Pr.“ bringt die folgende Mittheilung:

„Eine Reihe wichtiger Reform-Maßregeln soll, wie wir glaubwürdig vernahmen, im Laufe dieser Woche zur Publication kommen. Zunächst wird das amtliche Blatt die zum Theile bereits bekannten Grundzüge für die Reform des Staatsrechnungswesens, ein, wie man sagt, ziemlich umfangreiches Elaborat, veröffentlichen. Dem wird dann die Publication der neuen Justiz-Organisation, zu deren Durchführung bekanntlich die beiden Ober-Landesgerichts-Präsidenten Ritter v. Wenisch und Ritter v. Christiani berufen sind, folgen. Die in Rede stehenden Reformen werden in der Verordnungswege zur Durchführung kommen, indem das Ministerium von der Ansicht ausgeht, daß diese Reformen lediglich den Charakter von die bestehenden Gesetze nicht alterierenden, neue Kosten nicht verursachenden Organisationen des inneren Dienstes tragen, und daß sie als solche einer verfassungsmäßigen Mitwirkung der Volksvertretung nicht bedürfen.“

Paris, 26. November.

Die mexicanische Gesandtschaft widerspricht dem Gerüchte, daß derselben etwas Positives über die Abreise des Kaisers Maximilian nach Europa bekannt geworden sei. Derselbe erwartet erst mit dem angekündigten Eintreffen des englischen Dampfers nähere Nachrichten.

Das Hoflager in Compiègne.

Compiègne, 21. November.

Seit vierundzwanzig Stunden sieht man im Compiègner Schlosse nur lange Gesichter. Es scheint, daß die Nachrichten, welche aus Mexico eingetroffen sind, den Kaiser dieser stimmen, und natürlich war dies hinreichend, daß alle Schloßbewohner traurige Mienen annahmen. Heute Morgens um 10 Uhr waren die Minister unter seiner Präsidienstschiff verammelt; die Kaiserin wohnte diesem Ministerium an; es soll ziemlich stürmisch zugegangen sein, und man spricht mehr denn je von der Demission des Herrn Joubert. Die letzten Tage, welche die kaiserlichen Gäste der ersten Serie in Compiègne zubrachten, waren übrigens ganz heiter. Abgesehen davon, daß man fortwährend Antiquen spinnst und im Augenblicke besondere An-

strengungen zu Gunsten des Papstes macht, konnten die kaiserlichen Gäste ganz gut amüsiren. Es geht zwar dieses Jahr am Compiègner Hoflager etwas steif zu und es herrscht kein richtiges Leben, aber im Ganzen genommen konnten die Amüsements, welche der Kaiser seinen Gästen darbietet, doch für die Langeweile, welche die dieses Jahr ziemlich streng innegehaltene Etiquette mit sich führt, einigermaßen entschädigen. Dann herrscht auch in den intimen Versammlungen ein ziemlich freies Leben, und die Kaiserin, welche ihre römisch-katholischen Scrupel beiseite gelassen, eine sehr lebenslustige Dame ist, hat es ganz gerne, wenn man ihr die Cancans und Geselligkeiten mittheilt, welche „am Hofe und in der Stadt“ verbreitet sind. In den größeren Gesellschaften, bei den Theater-Vorstellungen und in der Schloßcapelle geht es dagegen sehr steif zu; man will dort imponant erscheinen. Selbst bei den Jagden herrscht eine etwas steife Haltung, und neulich trieb man es sogar so weit, daß man bei einer Hejhad den kaiserlichen Prinzen auf seinem Pferdchen zuerst auf dem Plage ankommen ließ, wo der Hirsch verendet! Der Kaiser und die Kaiserin folgten der Jagd im Wagen, und man kann daraus schon wohl schließen, daß die ganze Sache verabredet war. Bei der Treibjagd vom letzten Montag, die in der sogenannten Kasanerie stattfand, erlegte der Kaiser natürlich wieder das weisse Wild. Er ist wirklich ein ganz guter Schütze, aber er hatte auch nur eine Concurrenz, nämlich die des Fürsten de la Moskowa (früher Ed. de Rich), der es sich vorgenommen hatte, den Kaiser zu überreffen. Es gelang ihm aber nicht, denn er erlegte nur 100 Stück Hasen, Kaninchen, während der Kaiser 194 in die Küche beförderte. Edger Ney ist vielleicht der Einzige in der Umgebung des Kaisers, der so etwas wagen konnte. Die Kaiserin und der kaiserliche Prinz wohnten dieser Jagd nicht bei. Die Kaiserin hat bei solchen Gelegenheiten fünf reich verzierte Jagdwaffen mit fünf Unterofficieren zur Verfügung, der kaiserliche Prinz deren vier. In früheren Zeiten waren die Bauern genöthigt, bei den Treibjagden die Treiber unentgeltlich zu bilden; bei den französischen Hofjagden versehen in unseren Zeiten Unterofficiere der Garnison diese Dienste. Sie werden von einem Officier commandirt und unterziehen sich diesem Dienste deßhalb gern, weil ihnen Erfrischung dargereicht werden und der Officier an dem kaiserlichen Frühstücke, das im Freien stattfindet, theilnehmen darf. Die Jagd vom letzten Montag, zu der nur Minister, Marschälle und einige hohe Hofchargen befohlen waren, wurde vom Wetter begünstigt. Dieselbe begann um 10 Uhr; gegen halb 11 Uhr wurde gestrichelt und dann das Schießen bis nach 2 Uhr fortgesetzt. Dem Kaiser bekam sie ziemlich gut. Die Aerzte haben ihm bekanntlich keine Bewegung angerathen, und da ihm das Reiten nicht bekommt, so hat er sich bis jetzt nur an den Treibjagden betheiligt; den Hejhaden folgte er nur zu Wagen. Ueber die Theater-Vorstellung, welche am letzten Sonntag hier stattfand, ist im Grunde genommen wenig zu sagen. Ich bin nicht wie der Graf von Saint Germain, um schon am Hofe Ludwig's XIV. gelebt zu haben; aber ich glaube kaum, daß es in Versailles unter der Maintenon besser zugeht; jedenfalls kamen bei der Vorstellung die unralen Gebränge der alten Monarchen wieder ganz zum Vorschein: die kurzen Hosen der Hofherren, die gepuderten Haare, die Hundertgarden in ihrer veralteten Tracht — das ganze Ceremoniel — und wenn Napoleon III. seine Gäste nicht beinahe drei Viertelstunden hätte warten lassen und so dem Principe der alten Könige von Frank-

Scenillon.

Der Maurergeselle von Ham.

Wir können uns auf unsere Sprache etwas einbilden! Wir allein besitzen einen Ausdruck, welcher höchst drastisch einen Zustand schildert, der in andern Ländern gewiß in gleichem Maße wie in Deutschland existirt, den andere Völker jedoch durch Umschreibungen darzustellen gezwungen sind, während ein einziges Wort in der deutschen Sprache einen ganzen geistigen und körperlichen Zustand trefflich darstellt.

Existirte dieses Wort in der französischen Sprache, und hätte es der am 25. Mai 1846 die Thorwache der Festung Ham commandirende Lieutenant gekannt, so würde er wahrscheinlich nicht genöthigt gewesen sein, die Epigramme eines Cameraden seines Regiments, welcher gegen neun Uhr Morgens ihn schon besuchte, anzuhören, denn mit diesem einen Worte als Antwort hätte er alle Sarkasmen zum Schweigen gebracht.

Beide gehen vor der Front des dunkeln Wachtthurms auf und ab; — der wachhabende Officier, natürlich in steifer Uniform, mit Ceaks und Degen, der andere mit dem kleinen africanischen Käpi, ohne Epauletten, und die Hände in den Taschen seiner weiten rothen Hosen. Die Schildwache steht am andern Ende des Wachtthurms und — man weiß, daß die Söhne des Mars der Schönheit so gerne und so willig huldigen — betrachtet mit dem größten Wohlgefalle eine stämmige Picardin, wahrscheinlich die Wlad irger eines der Beamten der Festung, welche an dem Fenster eines Wohngebäudes ihren häuslichen Arbeiten nachgeht. Nahe dem Thore der Festung sitzt auf einem Schemel der Concierge ein pensionirter Unterofficier des Geniecorps, raucht seine Thonpfeife und öffnet von Zeit zu Zeit die ziemlich niedrige Holzthüre, welche in der Mitte des mächtigen Thores angebracht ist, und an der sich auf der Außenseite ein eiserner Hammer befindet, mit welchem man auf eine Eisenplatte klopft, um Einlaß in die Festung zu begehren.

Die beiden Officiere promeniren auf und ab, von der Schildwache bis zum Concierge, — und, wie gesagt, der eine ist gezwungen, die wüthigen Anspielungen des Andern ruhig hinzunehmen, da ihm das richtige Wort fehlt, um dem Andern den Grund seines blossen Gesichtes, seines glanzlosen Blickes und seiner kraftlosen Haltung charakteristisch zu bezeichnen. Die beiden jungen Leute sprachen laut — sehr laut, und sicherlich hätte die Schildwache, wenn die Betrachtungen der rotharmigen Schönen nicht gänzlich ihren Geist in Anspruch genommen hätten, den ganzen Inhalt derselben verstanden und errathen und es

wahrscheinlich wie der Concierge am Thore gemacht, welcher sein ausdrucksloses gleichgültiges Gesicht bewahrte, sobald die Officiere auf ihn zukamen, aber gleich eine heiter schmunzelnde Miene annahm, sobald sie ihm den Rücken kehrten und der Schildwache zuschritten.

„Nun!“ sagt der Besucher, „es liegt wirklich heute morgen etwas Interessantes in Deiner ganzen Erscheinung, das Dir ausnahmsweise gut steht! Du müßtest Dich so in der Stadt zeigen, und die armen Mädchen...“

„Laß ab, mich zu quälen, Folterer“, versetzte der Andere, „es ist mir, als wenn ich die ganze Festung Ham auf dem Kopf trüge... Ah!... dieser unleidliche Druck auf den Schläfen, ich gäbe, Gott weiß was darum, schon abgelöst zu sein und mich zu Bett legen zu können.“

„Glaub's schon“, meint jener, welcher gar kein Mitgefühl für die Leiden seines Freundes zu haben scheint, „glaub's schon und sch' wo Du hinaus willst. Wächstest Du wohl, daß ich schleunigst nach Hause eilte, mich ein grande tenne wüßte und beim Commandanten die Erlaubniß nachsüchte, für meinen kranken Cameraden die Wache zu beenden!“

„Das wäre ein Samariterwerk von Dir, und ich würde Dir sagen à charge de revanche!“

„Wenich! beleidige mich nicht, Du wirst mich Dein ganzes Leben lang nicht in solchem Zustande sehen!“

Der Concierge lachte leise vor sich hin, vielleicht entsinnend er sich, den prahlenden Officier eines Morgens, als er die Thorwache hatte, mit blässerem Gesichte als jetzt, gesehen zu haben.

„Hättest mir es gestern Abends sagen sollen“, fährt jener lachend fort, „hätte gerne für Dich die Wache von 8 bis 12 Uhr übernommen, doch dazu warst Du zu sehr Egoist! Jetzt hüße, trös cher, hüße!“

„Was Du Dir eigentlich einbilst! amüsirst Du Dich denn, wenn Du oben bist?“

„Nun, das Souper ist vortrefflich, und die Weine — ja, daß Du die Weine heute Früh geringschätztest, läßt sich schon fassen, aber gestern Abend warst Du sicherlich kein Verächter derselben.“

Der Concierge fährt mit der Zunge über die Lippen... hatte er vielleicht auch schon von jenen Weinen gekostet, und schmeigt sein Gaumen in der Rück Erinnerung des Genußes?

„O, was das Souperen dort oben anbelangt, dagegen läßt sich wohl nichts sagen, aber die Gesellschaft...“

Der Andere schlägt ein lautes Gelächter auf... „Die Gesellschaft sieht Dir nicht an... ein Arzt... ein Generalleutnant, welcher Graf ist und endlich hahaha... der...“

„Ach, Du verstehst mich gar wohl!“ meint der erste, „aber diese Standesverschiedenheit schließt alle Gemüthlich-

keit und alles Vergnügen aus. Ich komme mir oben immer vor, als wenn ich nur zum „Gütern“ hinaufgeladen wäre.“

„Ich nicht im Geringsten, — wenn ich hier auf Wache bin und oben eingeladen werde, dann gebe ich Dir mein Wort, daß ich ganz und gar jegliche Standesverschiedenheit vergesse und mich bei Tisch so heiter und ungezwungen wie möglich benehme, ich denke mir, daß ich meinen Tribut zum Mahle der Gefangenen zahlen muß und daß ich es nicht besser thun kann, als wenn ich ihnen ein fröhliches Gesicht zeige.“

„Mein Kopf! mein Kopf!“ stöhnte der Andere.

„Attention, Messieurs!“ ruft plötzlich der Concierge, welcher von seinem Schemel aufgesprungen ist, und deutet mit der Hand hinter die beiden Officiere hin. Diese blicken sich um und springen schleunigst zur Seite. Es war auch die höchste Zeit, daß der vorsichtige Concierge sie gewarnt hatte, denn wären sie noch eine Minute weiter — dem Thore zugegangen, so wären sie wahrscheinlich höchst unangenehm berührt worden. Ein Maurergeselle war nämlich aus der Wölzung, welche zum zweiten Hofe der Festung führt, langsam und bedächtigen Schrittes den Abhang herabgekommen und schritt dem Thore zu. Man hätte es dem armen Menschen gar nicht übel nehmen können, wenn er den Officieren unvorsichtiger Weise zu Leib gekommen wäre, denn er war dermaßen beider, daß er nicht Herr seiner freien Bewegungen war. Unter dem linken Arme trug er eine von irischem Kalk seit kurzem entleerte Wölze, in welcher auch noch einiges Arbeitszeug lag, und mit der rechten Hand hielt er auf seiner Schulter und gegen den Kopf ein etwa fünf Fuß langes Brett, welches sein Meister wahrscheinlich einem Schreiner zum Abholzen durch ihn sandte. Es war ein bartloser junger Geselle, dessen Gesichtszüge man kaum erkennen konnte, denn von der Arbeit war das Gesicht beschmutzt und eine Thonpfeife mit kaum einem Zoll langen Stiele — ein sogenannter bralé-gueule — die er zwischen den Zähnen hielt, dampfte dermaßen, daß er in eine Wolke von Rauch eingehüllt war. Bekleidet war er mit einem grauen schmutzigen Beinkleide, schmutzigen zerrissenen Schuhen und einer blauen Blouse, die ganz mit Kalk bespritzt und an der Seite etwas aufgetrennt war. *)

„Nehm' Er sich doch in Acht!“ schreit der brave Concierge, „steht Er denn nicht, daß Er die Leute mit seinem vermaldeiten Breite unreinren kann?“

Der Maurergeselle murmelt etwas zur Antwort zwischen den Zähnen, was aber gänzlich unverständlich ist, da er keine Hand frei hat, um den Pfeifenstängel aus dem Munde zu nehmen.

*) Alle diese Details, sowie die folgenden, sind später gerichtlich constatirt worden.

macht, konnten sich
Es geht zwar
einiges stief zu und
in Ganzen genommen
Kaiser seinen Gästen
wie dieses Jahr ziem-
lich sich führt, einiget-
lich in den intimen
en, und die Kaiserin,
welche beiseite gefas-
s ganz gerne, wenn
en mittheilt, welche
sind. In den gro-
vorstellungen und in
stief zu; man will
in Bagden herrscht eine
rieb man es sogar
in kaiserlichen Prinzen
Blage ankommen ließ,
und die Kaiserin
kam daraus schon
verabredet war.
Montag, die in der
egte der Kaiser na-
wirklich ein ganz
Eine Concurrenz,
kama (früher Edgar
den Kaiser zu über-
er erledigte nur 160
während der Kaiser
y ist vielleicht der
der so etwas wagen
Prinz wohnten die-
solchen Gelegen-
mit fünf Unter-
Prinz deren vier
gendüßig; bei den
bilden; bei den
eren Zeiten Unter-
e. Sie werden von
terziehen sich die-
nenen Erfrischung
an dem kaiserlichen
nehmen dar. Die
Minister, Marschälle
waren, wurde vom
am 10 Uhr; gegen
ur das Schießen bis
am sie ziemlich gut.
eebewegung angera-
te, so hat er sich
gt; den Hefjagen
Ehrenter-Vorstellung,
e, ist im Grunde ge-
wie der Graf von
wigs XIV. geleitet
in Versailles un-
falls kamen bei der
ten Monarchie wie-
oben der Hoffen-
in ihrer veralteten
nd wenn Napoleon
Stunden hätte war-
Könige von Frank-

me mir oben im-
ern" hinaufgeladen
ich hier auf Wahe
gere ich Dir mein
undbesorgtheit
d ungezwungen wie
meinen Tribut zum
d daß ich es nicht
n frühliches Gesicht
der Andere.
glich der Concierge,
en ist, und deutet
hin. Diese dröhen
te. Es war auch
meierge sie gewant
te weiter — dem
entlich höchst unsant
nämlich aus der
Festung führt, lang-
ang herabgekomm
dem armen Man-
an er den Offici-
en wäre, denn er
er seiner freien Be-
tung er eine von
in welcher auch
er rechten Hand hielt
opf ein etwa fünf
wahrscheinlich einem
die. Es war ein
ge man kann er-
ar das Gesicht be-
einem Zoll langen
— die er zwischen
er in eine Wolke
war er mit einem
gerissenen Schu-
mi Kalk bespritzt
)
eit der brave Con-
e Leute mit seinem
zur Antwort zw-
verständlich ist, da
stänmel aus dem
ind später gerichtlich

reich: „L'exactitude est la politesse des rois“ Hohn ge-
prochen, so hätte man, als man von oben herab sich das ganze
Getreide so ansah, beinahe vergessen können, daß über Frank-
reich eine Revolution dahingegangen sei, die Strom von Blut
gekostet hat. So konnte man aber nur an das alte Wort
denken: „Ote-toi de là pour que je m'y mette.“ Als der
Kaiser, die Kaiserin und der kaiserliche Prinz erschienen, er-
hob sich selbstverständlich Zedermann und vereinigte sich tief.
Die kaiserlichen Herrschaften dankten und das Schauspiel
begann. Während der Vorstellung herrschte die tiefste Stille;
wie die Deputirten des gesetzgebenden Körpers einer jeden
Initiative bar und ledig sind, so darf auch das Publicum,
dem die Ehre zu Theil wird, den Hofvorstellungen beizu-
wohnen, die Initiative zum Beifall nicht ergreifen. Am
Montag schieden die Gäste in ziemlich gedrückter Stim-
mung. (R. Z.)

Tagesneuigkeiten.

*(Zum Tabak-Export.) Die Statthalterei
hat folgenden Erlaß veröffentlicht: Mit Rücksicht auf den
Umstand, daß die Verfügung des hohen Finanzministeriums,
nach welcher die Einföhrung der im Jahre 1865 bei gefäll-
ämlicher Genehmigung für den Export gebauten Tabakblät-
ter seitens des Aarars von den Producenten — mit Aus-
schluß der Tabakhändler — gestattet wird, ausdrücklich eine
ausnahmsweise Begünstigung ist, deren Wiederholung nicht
gewärtigt werden kann, werden die Tabakproducenten, um
sie gegen jene Nachteile und Gefahren zu schützen, die sie
laut des § 9 des allerhöchsten Patentens vom 27. März
1860 hinsichtlich des im Jahre 1866 für den Export ge-
bauten Tabaks eventuell bedrohen, im Wege der betreffen-
den Jurisdictionen erinnert, daß sie befreit seien, hinsicht-
lich des Abjages des im Jahre 1866 für den Export ge-
bauten Tabaks im Auslande rechtzeitig zu sorgen.

*(An & Maria e.) Nachrichten, welche zuletzt
aus Maria e eingetroffen sind, schildern das Befin-
den der Kaiserin Charlotte als im hohen Grade besorgniß-
erregend; die lichten Augenblicke sind gänzlich geschwunden
und ist ein vollständiger Wahnsinn eingetreten, welcher sich
auf eine fürchterliche Art äußert. Die h. Kranke erleidet
entsetzliche Qualen in ihrer Einbildung und will ohne Aus-
nahme kein menschliches Wesen in ihrer Nähe dulden. In
dieser höchst gefährlichen Lage wird ein ärztliches Consilium
dieser Tage zusammentreten, um über die zu treffenden
Maßregeln zu berathen. Die ganze Hoffnung auf einen
glücklichsten Umschwung des Zustandes wird nunmehr noch
auf das Wiedersehen der Kaiserin mit ihrem hohen Gemal
gesetzt; sollte auch dieser Umstand erfolglos sein, muß man
glaubt sein, alle Hoffnungen aufzugeben. Von einer Trans-
portirung der hohen Frau nach der Insel Vaccroma ist be-
greiflicher Weise jetzt keine Rede.

*(Die ostasiatische Expedition, aus einer
Schraubenziegatte und einer Schraubenvorvette bestehend,
wird — wie der „Prager Zeitung“ aus Wien gemeldet
wird — unter dem Befehl Tegetthoffs im Monat Februar
ihre Fahrt sicherlich antreten, um noch in der gesünderen
und zugleich stürmischeren Jahreszeit Ostasien erreichen und
bevor noch der Peiho durch Eis für die Schifffahrt ver-
schlossen ist, im Golf von Petchili ihre Mission beenden zu
können. Die Expedition wird für die Herrscher von Siam
und Japan — nicht für China, denn dort werden Gesandte
nur von tributpflichtigen Fürsten und als Zeichen der Un-

termürdigkeit übergeben — mit einer Reihe werthvoller Ge-
genstände ausgestattet werden; in Aussicht genommen sind
bis jetzt eine Marmorstatue des Kaisers, verschiedene Rei-
terstatuen aus Kernstein, Atelier, Prachenerker und Chromo-
typografien aus der Staatsdruckerei, japanische und chi-
nische Publicationen der Academie der Wissenschaften, ein
photographisches Prachtalbum mit Porträts der kaiserlichen
Familie und mit österreichischen Landschaften, stereoskopische
Apparate mit je 50 Bildern, Waffen aller Art mit einem
eleganten Waffenschrank, Sortimenten der Wiener Boden-
industrie, Glas- und Crystallwaaren, Porcellan, Uniform-
tuche, Möbelstoffe und Teppiche, Wollwaaren, Damast,
Zündwaaren, Parfümerien, Stearinkerzen, Sortimenten von
Werkzeugen und Samen, feuerfeste Cassen, Meerscham-
mus und Drechselwaaren, Pendeluhren, Stahl- und Messer-
schmiedwaaren, pharmaceutische Apparate, Marmorergrei-
nisse, Medicininstrumente, Korbflechterwaaren, Parquetböden,
Fensterrollen, Zuckerbäckerei, Wein, Spielwaaren, Koch-
geschirre und Sattlerwaaren. Die Mission wird übrigens,
außer von den erforderlichen diplomatischen und handelspo-
litischen Beamten, auch von Männern der Wissenschaft und
Forschung begleitet sein.

*(Man übelt der „Tr. Fig.“ mit, daß eine Gesell-
schaft in London der österreichischen Kriegsmarine im
Ganzen zwölf große Panzerfregatten, vorläufig jedoch nur
sechs, zu liefern beabsichtigt, die erst in zehn Jahren bezahlt
zu werden brauchen. Diese Fregatten sollen aus inländi-
schem Material construirt und eigene Fabriken dazu errich-
tet werden.

*(Americianische Zeitungen bringen die sonderbare
und ganz gewiß erfundene Mähr, daß ein junger Mann,
der unter dem Namen Georg Edson die Stelle eines Kam-
penputzers an Bord des americanischen Kriegsdampfers
„Madawaska“ einnahm, plötzlich in den Besitz eines Ver-
mögens von 300,000 Dollar und des Namens und Titels
Eduard Ludwig Graf Batthyanyi, sowie der
dazu gehörigen Familiengüter gelangt ist. Derselbe verließ,
wie es scheint, noch sehr jung Ungarn nach der Hinrichtung
seines Vaters im Jahre 1848, in der Meinung, daß die
Familiengüter confiscirt worden, und wurde durch Mangel
zum Eintritt in die Kriegsmarine bezogen, wo er in der
bereits erwähnten Weise beschäftigt wurde. Vor einiger
Zeit fand er eine auf ihn bezügliche Zeitungs-Annonce, die
ihn zur Angabe seines Aufenthaltsortes anforderte. Er be-
wies seine Identität, erhielt vorläufig 300,000 Dollar,
verließ die „Madawaska“ und stellte sich unter den Schutz
des österreichischen Gesandten in Washington, wo er seine
Entlassung aus dem Dienste der Union bereitet.

*(Die Frau des Schneiders Pust, des sogenannten
Königsmörders, ist, wie dem „Wand“ aus Prag geschrie-
ben wird, Freitag an den Folgen der schweren Entbindung
und aufreibenden Seelenleidens gestorben. Wie Augenzeu-
gen versichern, war ihr Todeskampf ein schauererregender.
Verzweifelt rief sie nach ihrem Gatten — leider verge-
bend. Unter heftigen Schmerzen und grenzenloser Aufregung
hauchte das arme Weib seinen Geist aus. Der Säugling
wurde ins Gehäus gebracht, die beiden übrigen Kinder
den geistlichen Schulschwestern in Carolinthal vorläufig zur
Pflege übergeben. Außer edlen Menschenfreunden hat auch
die Polizei der unglücklichen Familie nicht vergessen und die-
selbe mit der nöthigen Kleidung versehen. Was den bekla-
genswerthen Vater anbelangt, so nehmen auch seine Kräfte
im Gefängnisse zusehends ab und wurde derselbe neuester
Zeit von der Selbstmord befallen.

Brillen und Augengläser.

Die Zeiten sind vorüber, wo man die Brille auf der
Nase eines jungen Mannes für eine Tracht der Eitelkeit
hielt, für eine unbedenkenliche Modetorsheit, die nur dazu
diente, die Augen zu verderben. Leider hat Jung und Alt
jetzt zum großen Theile schwaches Gesicht, was vielleicht
nicht ohne Grund unferer Vielerei und Verschleißerei zu-
zurechnen sein dürfte, und auch, wie Gogolow bemerkt, der
Sparfamkeitsgewohnheit, die vom Buchhändler zugeschnitten
Bücher nur an der Seite aufzuschneiden, um sie nicht kau-
fen zu müssen.
Daß eine Brille nicht schön steht — der Schreiber
dieses verunziert sein Gesicht leider auch durch eine — wird
wohl Jedermann zugeben. Dennoch möchte jedem Kurz-
sichtigen anzurathen sein, daß er sich eine ansehe, da, was
das Aussehen durch sie leidet, zum Erfolge an Sicherheit
des Benchmens gewonnen wird, und das ist ein beduten-
der Vortheil. Im Umgang kommt Alles auf Sicherheit,
auf Selbstgefühl an; dem Ungewissen gegenüber hat der
Bestimmte immer Ueberlegenheit, und der Ausdruck: be-
waffnetes Auge ist wirklich sehr treffend; diese beiden Stücke
Glas sind eine Waffe, die mitunter sehr gefährlich sein kann.
Der alte Goethe, der selbst in seinen instinctiven Son-
derbarkeiten stets etwas Nüchternes traf, konnte keine Wille
leiden; es verlegte ihn, wenn ihm ein Brillenträger bejauchte,
mußte ihn um so mehr verletzen, da er gewohnt war, nur
zu häufig als Seltsamkeit, als Celebrität in Augenschein
genommen zu werden. Er ahnte es, daß dem Auge hinter
seinen Gläsern so beuglich, so selbstgewiß zu Worte ist,
wie einem Manne, der in aller Bequemlichkeit durch die
Fenster seines Wohnzimmers auf die Straße hinabsieht und
die Leute betrachtet, welche vorübergehen, sich über ihre
Manieren, ihre seltsamen Gebärden beim Gehen und Stehen,
den Abjag am Stiefel wie über ihre Gesichtszüge, ihre
Falten und Furchen lustig macht, in denen gleichwohl so
häufig ein ganzes sorgenvolles, seelenpeinliches, im Geheim-
nen sich aufbauendes Leben ablesen werden kann.

Der Brillenträger hat immer etwas Beobachtendes —
ich nehme den Typus deutscher Gelehrten aus, die Teles-
cope vor den Augen haben könnten, ohne daß Jemand be-
fürchtete, von ihnen beobachtet, ja nur wahrgenommen zu
werden — und der Beobachter selbst Dem, welcher beobach-
tet wird, so ist nur einmal die menschliche Eitelkeit, eine
Art Angst ein. Wer keine Wille trägt, denkt nicht etwa:
„der kann mit seiner Brille nur eben so gut sehen, als du
mit bloßen Augen“, sondern hat stets nur das Gefühl,
einem Instrumente gegenüber zu sein, das den Blick schärf-
t. Gewöhnt man sich indes an das Gefühl, durch eine
Brille angesehen zu werden, leichter, weil die Brille per-

*(Der Proceß gegen das „Memorial
Diplomatique.“) Man schreibt der „Allgemeinen Zeit-
ung“ aus Paris: Der preussische Proceß gegen das
„Memorial Diplomatique“ wird ernsthaft und interessant.
Herr Sachand, der für den König von Preußen plaidiren
wird, rechnet darauf, daß beim Verkündungs-Proceß kein
Beweis und überdies auch keine Oeffentlichkeit in den Blät-
tern zugelassen wird. Der Proceß muß also gegen einen
Angeklagten gewonnen werden, welcher nicht sprechen darf.
Aber der Gerichtshof wird es dem Vertheidiger des Regern,
Herrn Dufaux, gewissen Minister unter Louis Philipp
und unter der Republik, nicht verwehren, in seinem Plai-
doyer Alles zu sagen, was zu beweisen dem Angeklagten
nicht gestattet wird. Herr Dufaux componirt jedoch aus
zahlreichen Urkunden eine Musterkarte der eleganten Krieg-
führung. Dieses Zeitgemälde wird nicht in der sechsten Kam-
mer des Justizpolizeigerichts eingelassen bleiben, wo die
Verurtheilung auf keinen Fall ausbleiben kann; es wird
ausgestellt werden und der Proceß überleben, auf die Nach-
welt übergehen. Leider wird dies die einzige Gemüthung
sein, welche Graf v. d. Goltz mit seiner Verfolgung eines
französischen Blattes sich verschaffen kann.

*(Ein merkwürdiges Parliaments-
mitglied.) Die „Engl. Corr.“ berichtet: Eine der merk-
würdigsten Persönlichkeiten, die je auf den Bänken des bri-
tischen Unterhauses gesessen haben, ist wohl ohne Zweifel
das aus dem Wahlkampfe in Wexford gegen Mr. Pope
Hennessy eben siegreich hervorgegangene neue Mitglied
Mr. M'Kavanagh. Wir haben hier einen Mann vor
uns, der, ohne Arme und Beine geboren — er hat statt
derselben nur einige Zoll lange Stumpfen ohne Hände oder
Füße — sich als kühner Reiter, trefflicher Schütze, als
Zeichner und selbst als Schriftsteller bekannt gemacht hat.
Der Kopf zeigt nämlich schöne Züge, in denen sich die In-
telligenz und ungenüßliche geistige Energie ausgeprägt fin-
det, die den Sieg über die Unvollkommenheit des Körpers
erlangen hat. Mr. M'Kavanagh steht jetzt im 43. Lebens-
jahr, ist verheiratet und Vater einer zahlreichen Familie
von schönen Kindern. Seine geistvolle Unterhaltung wird
gerühmt, und eine kürzlich von ihm veröffentlichte Beschrei-
bung einer von ihm in seiner Yacht „Eva“ gemachten Reise,
mit seinen eigenen Zeichnungen illustriert, legt sicherlich
Zeugniß von nicht gewöhnlicher Begabung ab. Beim
Schreiben und Zeichnen nimmt er die Feder in den Mund
und leitet sie mit dem Stumpfen seines Armes, wobei er
es zu einer erstaunlichen Fertigkeit gebracht hat. Zu Pferde
sitzt er in einer Art Korbjattel und lenkt das Thier mit
überraschender Leichtigkeit. Am größten aber dürfte er
wohl in seiner Jahrgeschicklichkeit mit dem Biergespinn sein.
Von fern her hört man schon das Knallen seiner Peitsche,
wenn seine Pferde in schärfster Gangart mit ihm dahinjagen.

Telegraphischer Cours der Staatspapiere in Wien
vom 27. November 1866.

5% Metalliques	59.—
5% National-Anlehen	66 70
1850. Staatsanleihe	81 10
Banqliaction	718 —
Crebillaction	154 10

Wechsel-Cours.

London	127 50
Silber	126 50
Pulver	6.07

Der Concierge schreitet dem Thore zu und steckt den
großen Schlüssel in das Schloß.
„Nun, hü! Er sich nur“, sagte er, sonst rennt Er
mir das ganze Festungsthor mit Seinem Brette ein.“
Der Maurer gehorcht — aber beim Bücken macht er
eine unvorhergesehene Bewegung, will sich gegen die schmale
Thüre drängen — stößt mit dem Kopfe gegen den Pfosten
und ... die Pfeife entfällt seinen Lippen ... Er will sich
noch mehr bücken, als wenn er versuchen wollte, die Pfeife,
die nicht gänzlich zerbrochen scheint, wieder aufzunehmen,
doch der Concierge packt ihn unsanft bei der Schulter und
schiebt ihn hinaus ...

„... Donnerwetter!“ ... brummt der Maurer ...
„meine Pfeife! ...“
„Scher! Er sich zum Geier mit Seiner Pfeife“, ruft
der Concierge, indem er die Ueberbleibsel des brule-gueule
mit dem Fuße von sich stößt, „ich soll wohl hier ganze
Stunden lang das Thor aufbekalten, — machen mir so
schon Schmutz genug — und Arbeit — die verwünschten
Maurer!“

Und er wirft die Thüre hinter dem armen Teufel zu,
der den Abgang brummend hinuntergeht. — Als der Con-
cierge sich umdreht, stehen die beiden Officiere dicht hinter
ihm ... der Kranke — vielleicht noch bleicher, als zuvor,
und mit schweißtriefender Stirn; der andere mit gefurchten
Brauen und die Faust unter seiner Uniform geballt. Der
Concierge sieht sie erstaunt an ... die Officiere scheinen es
zu bemerken, denn der Besucher sagt: „Ihr seid nicht gut
— Sergeant — gegen den armen Kerl verfahren.“
„Wie so? mein Lieutenant!“
„Seid Ihr denn kein Raucher? Er hat vielleicht keine
Pfeife mehr — und auch kein Geld, habt Ihr denn nie
eine angerauchte Pfeife zerbrochen?“
„Wenn Sie wüßten, Herr Lieutenant, was ich mit
den Menschen für eine Qual habe, jedesmal, wenn sie in
der Festung arbeiten, raus und rein, so geht es den gan-
zen Tag!“

„Hätet Ihr ihn nicht hinausgeschoben, hätte ich ihm
ein Zwei-Souesstück gegeben, um sich eine andere Pfeife zu
kaufen, armer Kerl!“
Und der Lieutenant zieht die Hand unter seiner Uni-
form hervor und hält wirklich ein Zwei-Souesstück zwischen
den Fingern, welches er aus seiner Westentasche gezogen zu
haben scheint.

„Ach werd's ihm geben, wenn er wieder kommt!“ sagte
der Concierge und empfängt vom Lieutenant das Geldstück.
Dieser hat sich umgedreht, und ein eigenthümliches Lächeln
anzuckelt seine Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

manent ist, so hat dagegen das Augenglas oder die Vorn-
nette etwas sehr Veleidigendes, und nur der fast allgemeine
Gebrauch derselben ist Schuld daran, daß man sie nicht
mehr als eine Unanständigkeit bezeichnen kann.

Der gute gesellschaftliche Ton besteht eigentlich darin,
daß man bemerkt, was bemerkt sein will, und nicht zu be-
merken scheint, was zu bemerken unwillig sein würde. Frei-
lich hat sich dies in neuerer Zeit sehr geändert, und die
jungen Leute heutzutage, namentlich die sogenannte jeunesse
dorée, handeln nach umgekehrtem Principe; doch das ist
eine Abirrung, die sich eben so wenig wird halten können,
als die französische Romantik, welche an dieser Abirrung
keinen geringen Antheil haben mag.

Was kann nun jenem Grundsatze guten, gesellschaftli-
chen Tones unangemessener sein, als das Avertissement:
„jetzt beobachte ich“, welches durch das Anlegen der Vornnette
der Person gegeben wird, auf welche sie sich richtet?

Man figure den selbstbewußtesten, auf die Musterhaf-
tigkeit seines Anzuges eingebildeten Stutzer, man richte
mit etwas unerschämter Hartnäckigkeit den Blick auf irgend
einen Theil seiner Kleidung, ob er nicht unsicher, an sich
selbst ungewiß werden, und den furchtbaren Gedanken eines
etwa möglicher Weise fehlenden Knopfes in seiner angst-
vollen Seele herumwälzen wird; ausgenommen, er hätte
eben erst im Spiegel Neuve angestellt mit dem scharfen
Ueberblicke eines Feldherrn.

Dies zudringliche Betrachten muß noch unschicklicher
werden, wenn nun gar daselbe mit jener jetzt so beliebten
Gewohnheit ins Werk gesetzt wird, das Vornnon in das
eine Auge zu klemmen und mit den Augenmuskeln festzu-
halten.
Weder schön, noch höflich ist die Gewohnheit, aber auch
nicht einmal originell. Die jungen Herren, welche sie an-
genommen, wissen es vielleicht nicht, wer der Erfinder der-
selben ist. Die Erfindung datirt schon vom Wiener Con-
gresse her, und der bekannte Dorel, ein junger, sonst sehr
liebenswürdiger Epiküräer, war es, dem seine Freunde
nachtrugen, er habe in seinem Leben nichts erfunden, als
die Kunst, durch Zusammenziehung seiner Muskeln die
Vornnette vor dem Auge festzuhalten.

Ich bin zwar keineswegs der Ansicht, daß dieser Auf-
satz nur einen einzigen jungen Mann veranlassen wird, etwa
sein Augenglas ganz und gar zu verbannen, oder wenigstens
nicht auf so possuliche Weise zu benutzen; aber es hat im-
mer seinen Vortheil, dergleichen besprochen zu sehen. Es
liegt ein Stück Sittengeschichte in den Thorheiten und seltsa-
men Kunststücken der Mode.

Von der Unanständigkeit, ja Unverschämtheit, welche
mit dem sogenannten Opernglas im Theater getrieben wird,
werden wir ein andermal reden. —

